

Über den Autor:

Pauls Toutonghi ist ein amerikanischer Schriftsteller mit ägyptisch-lettischen Wurzeln. Er ist verheiratet mit Peyton, der Schwester von Fielding Marshall, und hat durch sie von der spektakulären Suche nach Gonker erfahren. Pauls Toutonghi lebt in Brooklyn.

Pauls Toutonghi

HUND VERZWEIFELT GESUCHT

Die wahre Geschichte
einer Familie auf der Suche nach
ihrem besten Freund

Aus dem Englischen von
Elisabeth Liebl

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel *Dog Gone. A Lost Pet's Extraordinary Journey and the Family Who Brought Him Home* bei Knopf Publishing, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Dezember 2016

© 2016 by Pauls Toutonghi

© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Regina Carstensen, München

Illustrationen im Innenteil von Margaret Owen

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: FinePic®, München / shutterstock;

© Getty Images / William Andrew

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-65582-5

*Für alle Hunde,
die es nicht nach Hause
geschafft haben.*

INHALT

VORWORT DES AUTORS 9

PROLOG 13

TEIL I

Die Feuerprobe 19

TEIL II

Charakter 43

TEIL III

Der Welpen 73

TEIL IV

Der Floh und der Löwe 121

TEIL V

Das Ende oder vielmehr »die Enden« 207

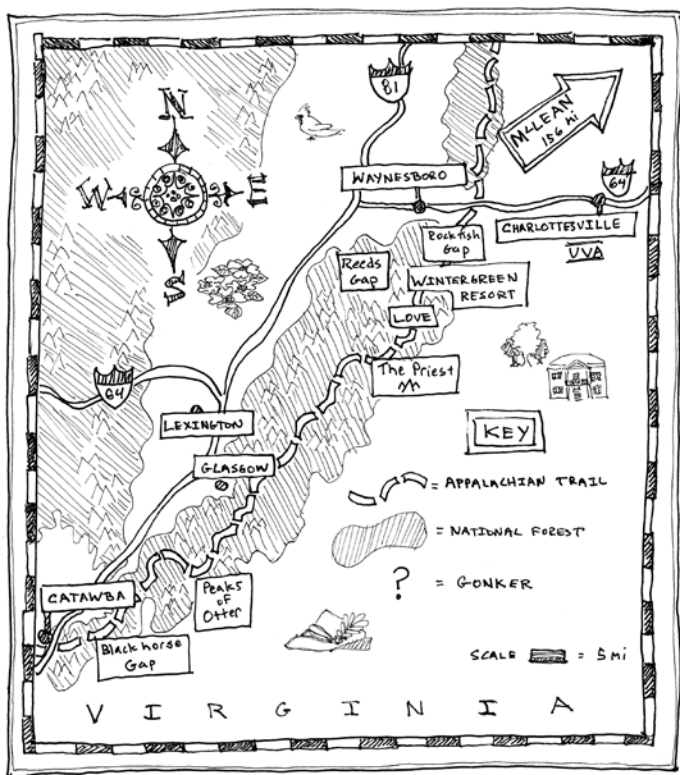
EPILOG 235

VORWORT DES AUTORS

Jede Familie, so scheint es, hat dieses eine Tier, das anders ist als alle anderen und deshalb Eingang findet in die Familiengeschichte. Das liebste Tier, das, welches am meisten kaputt gemacht oder irgendwas absolut Dramatisches getan hat – Küchenschränke durchstößt, Garagen geplündert, Daunendecken zerfetzt. Ein Tier, das etwas total Unwahrscheinliches erlebt hat: Ein Kühlergrill erweist sich nicht als tödlich, eine schwere Krankheit wird überwunden, etwas vollkommen Unwahrscheinliches wird vollbracht. Diese Tiere sind einzigartig. Sie sind nicht wie Menschen, aber eben das macht sie so besonders. Irgendwie verströmt ihr tierisches Selbst eine Individualität, eine Lebhaftigkeit, eine Energie, die ihnen einen dauerhaften Platz in unseren Herzen sichert. Für meine erweiterte Familie – die Marshalls aus McLean, Virginia – war Gonker dieses Tier.

Gonker war ein Golden Retriever, der es – mehr als alles andere – liebte, Westen zu tragen. Wo immer er auch hinkam, legte Gonker sich nicht etwa auf den Boden wie ein Hund. Er setzte sich auf den Stuhl oder auf die Eckbank beziehungsweise das Bett, verschränkte die Pfoten und sah uns hochoberhobenen Hauptes an. Er war einfach königlich. Einige Schwächen hatte er allerdings. Er konnte keinem offenen Mülleimer widerstehen. Ein unbewachtes Stück Butter? Unwiderstehlich. Aus unerfindlichen Gründen

jagte er alles, was einen weißen Mantel trug. Als meine Schwiegereltern, Virginia und John Marshall, mir zum ersten Mal erzählten, wie Gonker ihr Leben umgekrempelt hatte – und das Leben ihres Sohnes Fielding –, war ich echt überrascht. Irgendwie war das eine Geschichte, wie es sie zu Hunderten gibt, und doch war an ihr etwas, das mich nicht mehr losließ. Sie klang ebenso vertraut wie ungewöhnlich. Da wusste ich, dass ich diese Geschichte erzählen musste, wenn die Familie ihre Zustimmung geben würde.



PROLOG

Samstag, 10. Oktober 1998

Ein schöner Tag an der Ostküste der Vereinigten Staaten. Fast zwanzig Grad und Sonne – der Duft nach Herbst lag in der Luft, die Laubbäume in den Appalachen setzten mit ihren Gelb-, Rot- und Orangetönen den Himmel in Brand.

William Jefferson Clintons sechstes Jahr seiner Amtszeit als zweiundvierzigster Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika war schon weit fortgeschritten. Der Zweite Kongokrieg, der am Ende das Leben von 5,4 Millionen Menschen fordern sollte, war eben erst ausgebrochen. In der westlichen Karibik kam es zu einem rapiden Luftdruckabfall, in dessen Verlauf sich ein mesoskaliger konvektiver Komplex – Hurrikan Mitch, der zweitödlichste atlantische Hurrikan aller Zeiten – vor der Küste Jamaikas zusammenbraute. Das erste wirklich internationale Computervirus, das Chernobyl-Virus, crashte kontinenteübergreifend die Festplatten von Windows-Rechnern. Frankreich hatte Brasilien vor noch nicht allzu langer Zeit bei der Fußballweltmeisterschaft mit 3:0 geschlagen.

Im Kosovo führte der US-Sondergesandte Richard Holbrooke Gespräche mit Slobodan Milošević, um die humanitäre Krise auf dem Balkan zu lösen, vor allem die Spannungen zwischen den Albanern und Kosovaren in

Serbien. In Wyoming wurden vier Menschen wegen der Entführung und Misshandlung von Matthew Shepherd angeklagt, der bewusstlos in einem Krankenhaus in Laramie lag, wo er zwei Tage später sterben würde. In den North Hills vor Los Angeles weihte der Bürgermeister Penny Lane ein, eine von der Stadt finanzierte Wohnanlage, in der jungen Menschen mit psychischen Problemen geholfen werden sollte, auf die Beine zu kommen. Und auf dem Appalachian Trail entlief irgendwo auf dem Blue Ridge Parkway ein Golden Retriever namens Gonker. Er rannte einfach davon in den Wald und kam nicht wieder.

Fielding Corbett Marshall, Gonkers Besitzer – und mein Schwager – war achtundzwanzig Jahre alt. Fielding und Gonker waren, trotz geringfügiger biologischer Unterschiede, beste Freunde. Und sie absolvierten gerade einen echt amerikanischen Klassiker – einen Road Trip. Sie waren von Washington, wo sie lebten, aufgebrochen nach Charlottesville, wo Fielding das College besucht hatte. Dabei besuchten sie ihre alten Lieblingsorte, das Haus, wo Gonker als Welpen gelebt hatte – die Sofas und Küchen und Veranden, auf denen er so viele seiner Haare eingebüßt hatte, seine Flöhe und seinen letzten Rest Würde.

Fielding holte dort seinen menschlichen Freund Noel ab, und die drei fuhren ein paar Stunden nach Süden in den Jefferson Nationalpark. Dort wollten sie auf den Appalachian Trail und ein wenig wandern. Auf dem Trail trabte Gonker munter neben ihnen her, glücklich, frei in der Wildnis herumlaufen zu dürfen. Ohne Leine. Ohne Halsband. Ganz Hund eben. *Frei.*

Der Wald in diesem Teil des Landes ist noch relativ jung. In den achtziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts hatte man während der rasanten Ausbreitung der Eisen-

bahn über den Kontinent den alten Baumbestand weitgehend abgeholzt. Ehe die Eisenbahn kam, gehörten die Bäume, die in dieser Gegend wuchsen, zu den größten der Welt. Rotfichten, Weißeichen, Hemlocktannen und Pappeln setzten grüne Tupfer auf die Hügel. Einzelne Bäume waren gut dreißig Meter hoch. Als George Washington 1770 den nahe gelegenen Kanawha River befuhr, notierte er in sein Tagebuch: »Gleich als wir zu den Hügeln kamen, stießen wir auf eine Platane von höchst ungewöhnlicher Größe, die drei Fuß über dem Boden beinah 45 Fuß im Umfang maß, es fehlten nur zwei Zoll. Und keine 50 Yards weiter stand eine zweite, Umfang 31 Fuß.«

Als die Appalachenwälder unter Schutz gestellt wurden, hatte sich ihr Ökosystem bereits verändert. Im Gegensatz zu den Primärwäldern des Pazifischen Nordwestens, die stellenweise schier undurchdringlich erscheinen, sind die Wälder, in denen Fielding und Gonker zu ihrer Wanderung aufbrachen, licht und hell, ein ideales Gelände zum Herumstreunen. Vor allem, wenn man ein Hund ist.

Gonker zog seine Bahnen um den Trail und brach mit ungelenktem Ungestüm durchs Unterholz, um echte und eingebildete Eichhörnchen zu jagen. Fielding hielt sich unterdessen auf dem Trail, wobei er stets ein wachsames Auge auf Gonker hatte, auch wenn zwischendrin sein Blick mal zum Himmel ging und er nach der Sonne sah, die durch das Dach des Waldes strahlte. Es war aber angenehm kühl. Der harzige Geruch von Kiefern hing in der Luft. Kurz nach Mittag machten die drei Kumpels in einem kleinen Nadelgehölz ganz in der Nähe des Hauptweges halt, um etwas zu essen. Fielding futterte rohe Karotten und trank etwas Wasser; Noel verzehrte ein lauwarmes Käse-Fleischbällchen-Sandwich.

Eben war Gonker noch bei ihnen gewesen, hatte interessiert geschnuppert und um ein Stück Sandwich gebettelt.

Im nächsten Moment war er verschwunden. Er jagte irgendetwas hinterher, ein flüchtiger gelber Pfeil zwischen den Stämmen – weg war er. Und dann: Stille.

Unglücksfälle ereignen sich immer in Sekundenbruchteilen. Erschreckend schnell also. Alle, die einen schweren Autounfall überlebt haben, sagen ausnahmslos dasselbe: Es sei alles so unglaublich schnell gegangen. Das ist mit ein Grund, warum jeder, der ein kleines Kind (oder ein quirliches, nervöses Haustier) hat, immer ein bisschen nervös ist. Stets lauert da ein Verhängnis, irgendwo im Verborgenen, um im Bruchteil eines Augenblicks zuzuschlagen.

Als Gonker eine Viertelstunde später noch nicht wieder da war, begann Fielding, sich Gedanken zu machen. »Gonker!«, rief er und trabte den Trail wieder zurück. »Gonker!« Nach eineinhalb Stunden verfiel er in Panik. Da stand er nun inmitten der Wildnis der Appalachen in ihrer ungeheuren Weite. Was zuvor gezähmt wirkte, schien ihm nun riesig und angsteinflößend. Die Landschaft dehnte sich ins Unendliche.

Fielding und Noel suchten und suchten. Sie gingen den Trail vor und wieder zurück, und Fielding rief nach seinem Hund, bis seine Kehle brannte. Die Sonne begann hinter den Bergen im Westen zu verschwinden, und die Dämmerung schloss sich um ihn wie eine Zange.

»Hey, er taucht schon wieder auf«, versuchte Noel ihn zu beruhigen. »Er ist bestimmt jeden Moment wieder da.«

Fielding sagte nichts.

»Zieh doch dein Hemd oder was anderes aus«, schlug Noel vor. »Dann lässt du es hier, damit er unsere Witterung aufnehmen und uns suchen kann.«

Fünf Jahre nach seinem Schulabschluss lebte Noel immer noch vom Pizza-Ausliefern und hauste in demselben verfallenen Haus wie damals. Er war nicht gerade der

Schlaueste, aber die Idee war nicht schlecht. Fielding zog sein T-Shirt aus und ließ es kurz entschlossen auf den erdigen Waldboden fallen. Als er es ansah, kam ihm die Baumwollhülle eingefallen und leer vor. Er schüttelte den Kopf.

»Waren wir hier nicht schon?«, fragte er. »Ich meine, in diesem Teil des Waldes?«

»Kann ich dir nicht sagen, Alter. Wald ist doch überall nur grün, oder?«

Doch Fielding schaute an ihm vorbei. Etwas anderes hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Dort, ganz in der Nähe, neben dem Trail, war ein dämmrig weißer Schatten. Er kniff die Augen zusammen. Bewegte sich dort etwas?

»Gonker?«, rief er. Und dann noch mal: »Gonker?«

Er machte drei Schritte ins Unterholz, doch plötzlich hatte er keinen Boden mehr unter den Füßen und stürzte kopfüber einen Abhang hinunter. Er überschlug sich mehrfach, während alles um ihn herum zu einem schwarzen Schleier verwischte. Als er sich wieder aufrichtete, merkte er, dass er in einem sumpfigen Wasserlauf gelandet war. Seine Hände steckten bis zu den Gelenken in zähem, schwarzem Schlamm.

»Hilfe?« Das Wort kam ziemlich leise über seine Lippen. Er wusste nur zu gut, dass niemand da war, der ihn hätte hören können.

Gonkers Geschichte – wie er mitten in der Wildnis verlorenging und dann gesucht wurde, gegen jede Hoffnung – klingt vertraut. Einfach deshalb, weil es eigentlich eine Geschichte über Pflicht und Tod ist, darüber, wie die Vergangenheit unsere Gegenwart prägt und wie wir in einer Krise immer besser in unsere Rolle hineinwachsen. Es ist eine Geschichte über Verantwortung und Krankheit, aber auch über Brutalität, denn es ist eine Familiengeschichte, die sich über mehrere Generationen hinzieht. Die Haupt-

rollen spielen: ein Megaphon, eine Landkarte, eine Nervenklinik, ein Yogi, der Gouverneur von Virginia und – natürlich – eine seltene Erbkrankheit, die ebenso aggressiv wie tödlich ist.

Und sie beginnt – wie Sie sich vielleicht (oder auch nicht) denken können – in einem Fünf-Sterne-Hotel an den Ufern des Ooka-Flusses in Yokohama, Japan.

TEIL I

Die Feuerprobe



Wer mich liebt, liebt auch meinen Hund.

Aischylos (525–456 v. Chr.)



1

Hier haben wir Virginia Newman Corbett. Sie wird im Folgenden als Fielding Marshalls Mutter agieren und damit als Gonker Marshalls Oma. Im Moment aber ist sie erst sieben Jahre alt, ein kleines Mädchen in einem roten Tupfenkleid mit knallroten Lackschuhen. Wir schreiben das Jahr 1949. Sie lebt mit ihren Eltern in Japan, und zwar tatsächlich wie eine Prinzessin aus dem Märchenbuch.

Und dann ist da noch Oberstleutnant William Henry Corbett – Virginias Vater und der Großvater meiner Frau. Er diente in der Special Services Unit der US-Armee in Yokohama. Oberstleutnant Corbetts Aufgabe war es, für die Soldaten der amerikanischen Besatzungsmacht Freizeitaktivitäten zu organisieren. In dieser Funktion besuchte er – mit seiner Familie – die Hotels und Restaurants, die gerne amerikanische GIs bei sich willkommen heißen würden. Je nachdem, wie solch ein Besuch verlief, erhielt das Etablissement eine Empfehlung oder wurde von der Liste der empfohlenen Lokale gestrichen.

Solche Inspektionsbesuche liefen gewöhnlich wie folgt ab: Der Wagen, eine Limousine, in deren Innerem Oberstleutnant Corbett samt Familie sitzt, hielt vor dem Etablissement. Der Chauffeur öffnete die Tür, und Corbett, seine Frau und die Kinder setzten den Fuß heraus – nicht selten auf einen roten Teppich, den man extra zu ihrem Empfang ausgerollt hatte. Das Hotelpersonal in Livree nahm Auf-

stellung. Die Familie Corbett einschließlich der kleinen Virginia schritt die Reihen ab wie die königliche Familie höchstselbst, grüßte leutselig jeden einzelnen Angestellten und nahm huldvoll Verbeugung um Verbeugung entgegen. Dann strebte man dem Speisesaal zu, um ein Zehn-Gänge-Menü einzunehmen. Meist stand eine Geisha bereit, deren einzige Aufgabe es war, die kleine Virginia bei Laune zu halten. Glänzende Seidenkimonos, leuchtend rubinroter Lippenstift, weiß gepudertes Gesicht, obsidianschwarzes Haar: Sie war die vielschichtige Verkörperung von Kultiviertheit und Dienstfertigkeit.

Am Ende dieser mehrgängigen Menüs stellte man eine Fingerschale vor Virginia, eine silberne Schale mit warmem, parfümiertem Wasser – und einer weißen Chrysantheme, die auf der Wasseroberfläche schwebte. Sie tauchte ihre Fingerspitzen hinein, und dann stand schon ihre Geisha bereit, um ihr die Hände mit einem bestickten Tuch zu trocknen. Virginia hielt das für wunderbar, aber letztlich ganz normal.

»Eloise im Plaza-Hotel«, meinte Virginia, einen berühmten Filmtitel zitierend, »hatte es auch nicht besser als wir.«

In Wirklichkeit aber war die wirtschaftliche Lage Japans desolat. Während des Krieges hatten die Alliierten die wichtigsten Industriezentren des Landes in Schutt und Asche gebombt. Am 29. Mai 1954 zum Beispiel hatten 454 Langstreckenbomber vom Typ Boeing Superfortress B-29 in der Präfektur von Yokohama innerhalb einer Stunde 42 Prozent der Gebäude zerstört und dabei mehr als 7000 Menschen getötet. General Curtis LeMays 486. Bomberstaffel hatte AN-M76-Brandbomben eingesetzt, die man mit Pyrogel PT-1 gefüllt hatte – Napalm. Dieses entzündet sich in der Luft und verbrennt menschliches Fleisch, auf dem es haften bleibt, mit bis zu 1600 Grad Celsius.

Nach LeMays Bombardierungsoffensive und der Zerstörung von Hiroshima und Nagasaki musste Japans Infrastruktur komplett wiederaufgebaut werden. »Eine bessere Welt«, meinte General Douglas MacArthur bei der formalen Kapitulation auf dem Schlachtschiff USS Missouri, »wird aus dem blutigen Gemetzel der Vergangenheit erstehen.«

Was aber war mit Virginias Mutter? Sie fing schon am Morgen zu trinken an, gleich nach dem Frühstück. Oder – immer öfter – statt eines Frühstücks. Der Butler mixte ihr einen Gin and Tonic mit Beefeater Gin. Er goss das Tonic Water über die Eiswürfel und den Zitronenschnitt. Dazu kamen noch ein wenig Zitronensaft und eine Messerspitze von dem grünlichen Fruchtfleisch. Oder er machte ihr einen Manhattan – Cascade Tennessee Whiskey, einen Spritzer Peychaud-Bitter und süßen Vermouth in einem Becherglas. Die Kirsche lag auf dem Grund wie das dunkelrote Auge eines geblendeten Zyklopen. Oder er kredenzte ihr einen Bordeaux, einen 1929er Château Latour Grand Vin zum Beispiel, in einem glockenförmigen Glas, damit die Noten von Tabak, Zeder und Pflaume entsprechend zur Entfaltung kamen. Oder schlichten, klaren Wodka auf Crushed Ice, wenn sie einfach nur etwas brauchte, um in Fahrt zu kommen.

Virginias Mutter trank den ganzen Tag über – langsam, stetig, unaufhaltsam. Ganze Flaschen Sake verschwanden, eine nach der anderen. Im Haushalt hatte sie nichts zu tun. Sie hatte drei Hausmädchen, die mit ihnen in einem Haus wohnten. Dazu noch einen Butler, einen Koch und eine Kinderfrau.

Erwachsene Kinder von Alkoholikern können bestätigen, dass das Verhalten ihrer Eltern unvorhersehbar ist, dass man nie weiß, woran man mit ihnen ist, weil es da

diese jähren Stimmungsschwankungen gibt. Virginia wurde selbst für den kleinsten »Fehler« hart bestraft, zum Beispiel wenn sie nach dem Abendessen ihre Serviette nicht wieder zusammengefaltet hatte oder wenn sie nicht begeistert ja sagte, sobald man ihr eine Aufgabe übertrug. Auch ein unwillkürliches Gähnen mitten im Gespräch wurde als schlimmes Vergehen geahndet.

»Such dir eine Rute aus«, sagte Virginias Mutter dann und hielt ihrer Tochter eine kleine Auswahl hin. So hatte das Kind wenigstens die Wahl.

Ginny lernte dabei Folgendes: *Ich darf nicht die kleinste nehmen. Die tut am meisten weh.* Deren Spitze war nämlich so beweglich, dass sie beim Zuschlagen die Haut aufriß. Jeder Schlag fühlte sich an wie ein Schnitt mit dem Rasiermesser.

Familien sind zerbrechlich. Diese Art von Gewalt zerstört sie. Was ein Kind braucht – wirklich braucht –, das findet man nur heraus, wenn man ihm aktiv und aufmerksam zuhört. Mit Geduld und viel, viel Zeit. Nichts, was ein Mensch hat, der ständig in den Nebeln des Alkohols versinkt. Und so begannen sich – als Virginia groß und ihre Bedürfnisse komplexer wurden – erste feine Risse in Virginias märchenhaftem Leben aus feinstem Porzellan zu zeigen.

2

Im Juni 1951 war der Koreakrieg in vollem Gange, und Japan rückte aus dem Fokus des US-Militärs. Das US-Personal im Inselreich wurde drastisch reduziert. Und so riss die Armee die Corbetts aus ihrem Schlaraffenland in Übersee.

In Yokohama wurde die Familie am Hafen feierlich verabschiedet. Eine Reihe japanischer Beamter war zum zereemoniellen Händeschütteln angetreten. Man überreichte ihnen Blumen, Grußkarten und zahllose Souvenirs. Sogar der Bürgermeister der Stadt war anwesend, und er hatte einen kleinen Weidenkorb mitgebracht. Virginia konnte ihre Augen nicht davon lösen, denn sie hätte schwören können, dass sich darin etwas bewegte.

Die offizielle Abschiedsdelegation überreichte ihrer Mutter ein silbernes Armband und einen edlen Seidenkimono. Ihr Vater erhielt feinstes Briefpapier mit seinem Monogramm. Und dann kam der entscheidende Moment und übertraf alle Erwartungen: Der Bürgermeister lächelte, beugte sich zu dem Körbchen hinunter und zog die seidene Decke weg. Er nahm ein winziges Geschöpf mit vier Pfoten und braun-weißem Fell heraus, das in seine Hand passte: einen Akita-Welpen.

Mit einer tiefen Verbeugung reichte er Virginia den Hund.

»Sein Name ist Oji«, sagte der Bürgermeister lächelnd. »Auf Japanisch bedeutet das ›Prinz‹. Wir hoffen, Prinz wird Sie immer an die glückliche Zeit hier in Japan erinnern.«

Was Virginia damals noch nicht wusste, war, dass dieser kleine, neugierige Hund, der gerade begeistert ihr Hand-

gelenk ableckte, an sich schon ein Wunder war. Ende 1944 hatte die Regierung Hirohito dem vom Hunger gebeutelten Land befohlen, alle Hunde, die nicht im Militärdienst standen, einschläfern zu lassen. Die unglücklichen Hundebesitzer wussten sich keinen anderen Rat, als ihre Tiere im Norden in der japanischen Wildnis auszusetzen in der Hoffnung, dass sie dort überleben würden. Nur achtzehn Akitas hatten den Krieg überstanden. Sie waren Überlebenskünstler, ein Symbol der Widerstandskraft und des Neuanfangs.

»Virginia ...«, erklang da die Stimme ihrer Mutter in scharfem Tonfall. *Sie würde sie doch nicht etwa den Hund zurückgeben lassen?* Und so rannte die kleine Virginia los, bevor ihre Mutter den Satz noch zu Ende bringen konnte, und versteckte sich mit Oji tief im Bauch des Schiffes. Sie war nicht aufzufinden und kam auch erst wieder aus ihrem Versteck hervor, als das Schiff auf hoher See war.

Die Corbetts mussten in das eintönige Leben auf den Militärstützpunkten in den USA zurückkehren. Sie wurden nach El Paso in Texas geschickt, dann nach Fort Sill in Oklahoma und später nach Colorado Springs in Colorado. Die Armee hatte ihre Stützpunkte meist in staubigen, ländlichen Gegenden, wo es ganz sicher keine Geishas gab, keine Fingerschalen, keine feierlichen Zeremonien und schon gar keinen unendlichen Nachschub an Sake.

Virginias Mutter ließ ihre Enttäuschung darüber an ihrer kleinen Tochter aus. »Du bist so unbedeutend, Virginia«, pflegte sie zu sagen, wenn ihre Tochter ihr mal wieder auf die Nerven ging, »dass ich dich mal zu Hause im Gitterbettchen vergessen habe. Und du wirst es ganz bestimmt nie zu etwas bringen. *Nie!*«

Die Geschichte stimmte tatsächlich. Virginias Mutter hatte sie tatsächlich mal in ihrem Gitterbett vergessen. Das

war während eines Umzugs von einem Stützpunkt zu einem anderen. Virginia war noch ein Baby. Ihre Mutter hatte an dem Tag ordentlich was getrunken und ihre Tochter ganz aus den Augen verloren. Sie einfach vergessen. Sie hatte das Kind im Gitterbett gelassen und war mit einem Haufen Schachteln zum neuen Haus gefahren. Dort lud sie dann die Schachteln aus, begann, alles auszupacken, öffnete ein Bier und legte eine Schallplatte auf. Sie liebte *Chattanooga Choo Choo* vom Glenn Miller Orchestra. Sie hörte zu und machte noch ein paar Bier auf, dann tanzte sie durch das Haus und spielte immer wieder dieselbe Platte. Der Titel auf der Rückseite war *I Know Why (And So Do You)*. Zwischendrin packte sie auch wieder ein wenig aus, aber meistens trank sie nur. Am Ende war sie so sturzbetrunken, dass sie das Bewusstsein verlor.

Als sie wieder zu sich kam, war es siebzehn Uhr am Nachmittag – und total still. Erst da bemerkte sie, dass sie das Baby vergessen hatte. *Mein Gott, ich muss sie holen*. Sie versuchte es selbst, konnte aber ihre Autoschlüssel nicht finden. Das Telefon war noch nicht angeschlossen. Also ging sie nach nebenan, wo eine andere Offiziersgattin wohnte, und erklärte dieser, so gut sie konnte, die Situation. Sie *lachte* dabei. Glücklicherweise erinnerte sie sich an ihre alte Adresse. Die Nachbarin fuhr sofort los und fand Virginia in ihrem Gitterbettchen. Ihr war nichts passiert, aber sie weinte natürlich und war vollkommen ausgetrocknet. Sie hatte so laut geschrien, wie sie nur konnte. Ihr Gesichtchen war rot vor Anstrengung, die Lippen trocken und aufgesprungen.

Diese Geschichte ist an sich schon tragisch genug. Doch dass es Virginias Mutter aus irgendeinem sadistischen Grund Spaß machte, diese Geschichte in Virginias Gegenwart, so dass sie sie auch bestimmt mit anhören musste, bei Cocktailpartys auf dem Stützpunkt anderen Army-Ehe-

paaren zu erzählen, ist das eigentlich Merkwürdige daran. Der süßliche Südstaatenakzent ihrer Mutter klingt Virginia noch heute in den Ohren, ebenso wie ihr betrunkenes Gelächter.

Wie konnte sie in solch einer Umgebung gedeihen? Verspottet, hochgradig gefährdet und – vor allem – ein kleines Mädchen? Wer würde sich in solch einem Umfeld zu ihrem Helden aufschwingen? Wer würde sie retten, sie nie im Stich lassen in dieser Wildnis aus Sucht, grundlosem Hass und brutaler Vernachlässigung?

Oji natürlich. Der Prinz.